

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Nebr., Freitag, den 6. November 1914

Schwimmendes Land.

Von Aug. Koolenberg.

Das Dorf Waakhausen, in dem die nachfolgende Erzählung spielt, liegt zwischen dem großen Seeufer und dem St. Jürgenlande (der Name des schwimmenden Landes) und füllt mit dem letzteren den großen Winkel aus, den die beiden Niederungsströme Hamme und Wümmen bilden, die dann später als Letzfluh gemeinsam unweit von Bremen in die Unterweser münden.

Die Häuser des Dorfes liegen in langer Reihe, jedoch durch Gebüsch und Wald voneinander getrennt, auf hohen Werten, um sie vor den winterlichen Ueberschwemmungen zu schützen.

Vor dem Dorfe zieht sich ein 2 bis 3 Kilometer breiter Wiesenstreifen hin, während das Dorf selbst und das hinter ihm liegende Gelände aus Hochmoor besteht.

Die Bauern Waakhausens sind größtenteils Großgrundbesitzer, denn ihre Höfe haben meistens eine Größe von 400 bis 500 Morgen. Sie sind durchweg wohlhabend und bilden ein Gemisch von Sachsen und Friesen, jenem uralten trophigen Bauernvolke, das sich sowohl durch seine zähen Kämpfe mit den Bremer Erzbischöfen, als auch durch sein Ringen im Kampfe mit Wasser und Wogen einen unvergänglichen Namen erworben hat.

Auch die Waakhäuser haben ihr Land in jahrhundertlangem Kampfe dem Sumpf und Wasser abgerungen, daher auch ihre selbstbewußtes, kraftvolles Auftreten, ihr Eigensinn und starrer Mut.

Den Sturmfluten, deren man sich jetzt mit allen Mitteln zu erwehren sucht, verdanken die Bauern Waakhausens doch recht eigentlich ihren Reichtum, denn sie sind es gewesen, die das schlammartige, fruchtbarere Meer- und Waserwasser ihnen zuführten und den moorigen Wiesen erst jenen fetten, befruchtenden Ueberzug verliehen, den sie heute haben.

Aber auch noch in anderer Weise wirkten die Fluten gewinnbringend, indem sie an den mit breiten Schiffsrändern besetzten Ufern der Hamme ein Stück Land nach dem andern ansetzten und so zur allmählichen Vergrößerung der Höfe beitrugen. Anderswärts aber riefen sie auch wiederum mancherlei Streitigkeiten hervor, die dadurch entstanden, daß angrenzende Nachbarn sich über das angewachsene Land nicht einigen konnten.

Ein solcher Streit herrschte bereits seit Jahrzehnten zwischen den Besitzern des Segelens und Kahlmannshöfes. Die Väter, ein paar harte Köpfe, hatten den Streit begonnen, der schon so viel Kummer und Hergeleid über die beiden Familien gebracht hatte, und die Söhne, die jetzigen Besitzer, hatten ihn übernommen als ein unangenehmes Erbe ihrer Väter.

Das Unglück oder, besser gesagt, das Glück wollte es, daß Dietrich Kahlmann einen Sohn und Arp Segelens, sein Gegner, eine Tochter hatte. Er war ein echter Kahlmann: dunkel, breitschulterig und stiernäsig. Sie dagegen hellblond, schlant, mit schmalen Gesichtszügen und fornbunten Augen. Ein echter Friesentypus. Die Nachbarschaft, der gemeinsame Schulweg und manche anderen Gelegenheiten brachten es mit sich, daß die beiden einander oft sahen, sich kennen und lieben lernten.

Der alte Kahlmann, dem dies zu Ohren kam, rief eines Tages seinen Sohn zu sich in die gute Stube und sagte zu ihm: „Johann, du kannst im übrigen tun und lassen, was du willst, denn du bist alt genug, um zu wissen, was recht und unrecht ist, bloß eins will ich dir sagen: die Deeren — und dabei zeigte er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Segelenshofe — kriegt du nicht. Eher will ich dich entleben und meinen Hof verkaufen, als zuzugeben, daß dein Tochter in mein Haus als junge Frau einzieht. Schlag dir die Deeren aus dem Kopf; es wird nichts draus!“

Von Seiten der Eltern des Mädchens wurde die Liebchaft der beiden zwar auch nicht mit frohem Herzen gesehen, wenigstens nicht unter den obwaltenden Umständen. Aber Segelens hätte, wenn sich eine passende Gelegenheit gefunden, im Interesse seines eigenen Kindes vielleicht doch die Hand zum Frieden gelehrt, denn er war von Haus aus eine verständlichere Natur, als der alte Kahlmann; er ariete nach seiner Mutter. Aber dazu war vorderhand gar keine Aussicht. Wenn auch seine Frau ihn oft quälte mit Bitten und Fie-

hen, doch dem Glück der Kinder nicht im Wege zu stehen und dem Nachbar die Hand zur Versöhnung zu reichen, so lehnte er dies doch mit Entschiedenheit ab.

„Das Recht ist auf unserer Seite. Der Richter hat uns die Wiese von rechts wegen zugesprochen. Kahlmann hat also gar keine Ursache, mir böse zu sein, aber er tut mir jeden Tag an, den er nur ausdenken kann.“

So standen die Dinge, als ich im Herbst 1888 nach Waakhausen kam. Die Schule, als deren provisorischer Verwalter ich ernannt war, lag auf einer niedrigen Wurt. Es war ein altes, mit Stroh gedecktes Fachwerkhäus, wie sie hier üblich sind. Rings um das Haus herum war ein kleines Wäldchen aus Birken und Erlen zum Schutz gegen Wind und Wetter. Neben einem mit Birken bepflanzen Fahrwege, der durch Sandauffschüttung etwas erhöht war, führte zur Schule noch ein 2 bis 3 Meter breiter Schiffsgraben, in den von allen Höfen des Dorfes eine Menge anderer Gräben einmündete. Nahe am Schulhause war ein kleiner Hafen, in dem ein winzig kleines Boot an der Kette lag.

In Kost ging ich bei Arp Segelens, als dem nächsten Nachbar, der auch zugleich Schulvorsteher war. Das erste, was ich nach meinem Eintreffen in Waakhausen auf Segelens Rat gelernt hatte, war das Fahren in dem kleinen, kiellosen Boote, das hierzulande mit dem merkwürdigen Namen Seelenderkäufer belegt wird. Diese Boote werden nicht durch Ruder vorwärts bewegt, sondern mittels einer langen Stange, die an ihrem unteren Ende eine mit Eisen beschlagene Verbreiterung aufweist; denn bei der Enge der Gräben wären Ruder nicht zweckmäßig gewesen. Bei niedrigem Wasser und den hohen Ufern dieser Schiffsgräben bot das Fahren in dem kleinen Schiffe allerdings keine besonderen Schwierigkeiten. Anders jedoch bei Hochwasser; da war die Sache durchaus nicht so ungefährlich und der Name Seelenderkäufer wohl am Platze.

Ich mochte wohl etwa 5 oder 6 Wochen in Waakhausen gewesen sein, da gewahrte ich eines Morgens, daß ich von der Außenwelt ringum durch Wasser abgeschnitten war. Wäre dieses Ereignis so ganz unvorhergesehen eingetreten, so hätte es mich wohl mit dem größten Schrecken erfüllen können. So aber hatte mich mein Kostwirt längst darauf vorbereitet. Außerdem hatte ich ja ein Schiff, und wenn es auch nur ein Seelenderkäufer war, und konnte fahren.

Als ich nach Segelens Hofe kam, fand der Bauer vor der großen Einfahrtstür seines Hauses und schaute prüfenden Auges in den Wasser-Schwall.

Ganze Schwärme weißgrauer Möwen trieben freischend ihr lustig Spiel in den Lüften, andere ließen sich von den Wellen auf- und niederkaufeln. Dies alles waren sichere Anzeichen für den Wetterumbildung, daß noch mehr Wind und Wasser zu erwarten waren.

Segelens traf daher als umsichtiger Hausvater seine Vorkehrungen. Er rief seine Knechte herbei und gab ihnen Befehl, die Schiffe, die an ihrem gewohnten Platz vor dem Hause lagen, an einen geschützteren Ort, wo sie dem Wind und den Wellen nicht so ausgesetzt waren, zu bringen. Dann ließ er die starken Bohlen, die für einen bestimmten Zweck auf dem Hausboden lagerten, herunter holen, um sie im geeigneten Augenblick zur Hand zu haben.

Ich war inzwischen wieder zur Schule gefahren, wo nach und nach auch die Schüler eintrafen. Sie kamen heute alle in Booten. Die älteren fuhrten selbst, die kleineren wurden von ihren Eltern oder Dienstboten hergebracht.

Den Tag über stieg das Wasser stetig. Als der Nachmittagsunterricht beendet war, stand es bereits oben am Hauswall. Ich entschloß mich daher, der Einladung meiner Kostwirts, bei ihnen zu wohnen, zu folgen und traf alle Vorkehrungen, um meine Bücher und sonstigen Sachen vor dem Wasser zu schützen. Dann bestieg ich meinen Kahn und fuhr zum Segelenshof.

Als ich an einer Waldecke vorüber kam, machte ich eine merkwürdige Entdeckung: Am frühen Morgen hatten diese Bäume noch tief im Wasser gestanden; jetzt aber waren ihre Wurzeln kaum vom Wasser bedeckt; das Wasser war doch nicht gefallen, sondern im Gegenteil stetig gestiegen. Diese Erkenntnis nahm natürlich mein ganzes Interesse in Anspruch.

Ich fuhr dicht an den Rand des Waldes und besichtigte mein Schiff an einer vorspringenden Baumwurzel. Mit der langen Ruderstange untersuchte ich dann den Waldboden auf seine Festigkeit. Als ich mich überzeugt hatte, daß er mich tragen würde, sprang ich getrost auf dem Schiff auf eine hochstehende, dicke Baumwurzel.

Wahrhaftig! Der ganze Wald schwamm mit allen Büschen und Bäumen auf dem Wasser, das konnte ich deutlich wahrnehmen, wenn ich mit dem Fuße fest auftrat. Denn da zitterte und bebte weithin die Fläche, und das Wasser am Rande des Waldes schlug Wellen. Es war nicht anders: Durch den starken Wasserdruck hatte sich die obere, etwa einen Meter dicke Moosschicht vom Untergrunde abgetrennt und schwamm vermöge ihrer letzten Beschaffenheit auf dem Wasser. Daß Bäume von solcher Größe schwimmen können, das sollte ich erst später erfahren, als ich die wahrhaft riesigen Wurzelballen einiger vom Sturm umgestürzten Tannenbäume betrachtete.

Meine Verwunderung über dies Naturereignis sollte noch größer werden, als ich bald darauf an einer Fläche grünen Kornlandes vorüberfuhr. Auch dieses schwamm, wie mich die Untersuchung bald lehrte, auf dem Wasser, während die Wiesen ringum überflutet waren.

Als ich nach dem Segelenshofe kam, war man hier eifrig damit beschäftigt, das Vieh aufzublocken, indem man Kühe und Pferde aus den Ställen holte und den Fußboden der Ställe durch starke Bohlen und darunter gelegte Balken künstlich erhöhte.

Ich fragte Segelens, ob denn das Wasser dem Korn auf den Feldern nicht schade?

„Nein“, erwiderte er, „so lange das Kornland schwimmt, schadet das Wasser nicht. Darum machen wir auch alles Kornland, was nicht mehr schwimmt, zu Wiesen. Sie können daran erkennen, daß das Schwimmen des Landes auch von Segen sein kann; denn sobald unser Land aufgehört zu schwimmen, können wir Waakhauser Bauern kein Korn mehr bauen.“

„Zwar manchmal“, so fuhr er fort, „kann das schwimmende Land auch großes Unheil anrichten, wenn nämlich der Sturm große Stücke von den Büschen stürzt und in die Wiesen treibt.“

Damit erhob er sich, um nach dem Stande des Wassers zu sehen. Als er zurückkehrte, erklärte er in seiner ruhigen Weise: „Wenn das Wasser so weiter steigt, haben wir es in zwei Stunden im Hause.“ Doch beruhigte er uns damit, daß dies vorausichtlich nicht viel zu bedeuten hätte, zumal die Wohn- und Schlafräume einen Fuß höher lagen, als der Hausflur, außerdem die Flut aller Vorkausicht nach gegen Witternacht nachlassen würde.

So saßen wir denn noch eine Stunde oder auch zwei am warmen Herdfeuer und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Unsere Augen richteten sich unwillkürlich nach der großen Einfahrtstür, durch die das Wasser zuerst eindringen mußte, denn sie lag am niedrigsten.

Da, nach etwa anderthalbstündigem Warten erblickte mein Auge etwas, was mein Herz fast einen Augenblick still stehen ließ.

Was war es nun? Ein Gegenstand von der Gestalt einer riesigen Schlange kam durch eine handbreite Öffnung am Grunde der Tür und bewegte sich hin- und herwindend und dann breiter, immer breiter werdend, die große Lehmdele herauf. — Es war Wasser. —

Die Hausbewohner mochten auch an solchen Anblick gewöhnt sein; denn Trina, die Großmagd, rief lachend: „Kiekt hen! Ru is et da!“ und lief dann mit dem Kleinknecht zusammen die Diele hinunter, sich das Ereignis in nächster Nähe zu besehen.

Fast schien es, als habe die Flut nur dieses Ziel erreichen wollen, denn nun an stieg das Wasser nur sehr langsam, so daß es, als wieder eine Stunde verfloßen war, das Fiekt, das allerdings eine Handbreit höher lag, als die Lehmdele, noch nicht erreicht hatte. Da Witternacht nicht mehr fern war, so meinte der Hauswirt: „Wir können ruhig zu Bett gehen. Hinrich und Jan“, das waren die beiden Grobknächte, „können aufbleiben, und Trina kann ihnen noch eine Tasse Kaffee kochen, damit sie nicht einschlafen.“

So blieb mir denn nichts anderes übrig, als das Bett aufzuschlagen, das mir die freundliche Hausfrau in ei-

nem Alkoven der guten Stube, als dem ruhigsten Platz im Hause, anwies.

Am Morgen bot sich mir ein seltsamer Anblick: Der ganze Hausflur stand unter Wasser, nur der Feuerherd ragte noch daraus hervor und nahm sich mit seinem hellbreitenden Torffeuer seltsam genug aus. Eins der großen Schiffe hatte man ins Haus gezogen und in die Nähe des Herdes gestellt.

Die Hausfrau teilte mir mit, daß der Sturm ein großes Stück des schwimmenden Waldes losgerissen und in die Wiesen getrieben habe. Die Knechte waren ausgeschied, um die Nachbarn zu Hilfe zu rufen, während Segelens und einer der Tagelöhner dem Flüchtling nachgeheilt seien, um die auf dem schwimmenden Lande befindlichen Bäume zu fällen, damit sie dem Winde keinen Widerstand mehr böten.

Wald saßen wir die Nachbarn von allen Seiten in Schiffe herbeizulen. Nur einer fehlte, Dietrich Kahlmann. Er hatte sich entschieden geweigert, mitzutun.

„Meinetwegen mag das Land sitzen bleiben, wo es will, ich setze meine Hand daran!“ hatte er zu den ihn auffordernden Anekdoten Segelens gesagt. So mußte man das schwere Stück Arbeit ohne seine Hilfe verschaffen.

Als eben die Bäume auf der Insel gefällt waren, begann plötzlich das Wasser zu fallen und zurückzuluten. Das war den Bauern natürlich höchst willkommen, denn nun konnten sie sich die große Mühe des Zurückholens sparen; sie brauchten nur mit Hilfe ihrer langen Ruderstangen darauf zu achten, daß die Insel den richtigen Kurs behielt. Um das zu ermöglichen, fuhrten sie in zwei Reihen rechts und links neben ihr her und versetzten ihr von Zeit zu Zeit einen liebevollen Stoß mit den schweren Eichenruder, wenn sie versuchte, von der rechten Bahn abzulenken.

Diese immerhin nur leichte Arbeit verstand die Leute in eine heitere Stimmung; und schon berechneten sie, wann sie den Ausreißer wieder an Ort und Stelle haben würden. Da gab es mit einem Male einen gewaltigen Stoß und die Insel stand still wie ein Schiff, das auf ein unsichtbares Riff geraten ist. Der unsichtbare Widerstand stellte sich als ein sog. Schlag heraus, eine Art Tor aus Eichenholz und starken Pfählen, wie er hierzulande bei allen Einfahrten zu den Wiesen und Weiden zu finden ist.

„Wir müssen wieder zurück“, rief Segelens den Leuten zu, „sonst kommen wir ganz fest zu liegen!“

So wurden denn die Schiffe wieder umgedreht und mit vereinten Kräften versucht, die Insel wieder abzubringen. Jedoch vergeblich.

„Auf diese Art kriegen wir sie nicht wieder los“, meinte einer der Nachbarn. „Wir müssen eine Säge holen und die Pfähle abfagen.“

Segelens befehl einem Knechte, schnell nach Hause zu fahren und zwei Sägen mitzubringen. „Aber beachte dich, sonst ist es zu spät.“

Endlich kam der Knecht mit den Sägen zurück, und nun stiegen vier Mann ins Wasser und versuchten, die Pfähle abzuschneiden. Nach vieler Mühe gelang dies endlich. Aber es war schon zu spät. Die Insel saß schon an Erdboden fest, und noch dazu auf Kahlmanns bester Wiese.

Als man ihm die Nachricht überbrachte, war seine Wut natürlich groß. Er suchte und wetteerte. Aber was konnte das helfen? Hätte er gleich mit Hand angelegt, so wäre man vielleicht schneller vorwärts gekommen und das Unglück nicht geschehen. Jetzt war es zu spät.

Für Kahlmann bedeutete dies einen großen Schaden, der vielleicht erst nach Jahren beseitigt werden konnte. Der Grund von dem plötzlichen Fallen des Wassers war ein Deichbruch gewesen, der einem großen, blühenden Marschdistrikt bei Bremen Unheil und Ueberschwemmung brachte. Zur großen Freude für Kahlmann und Segelens begann nach einigen Tagen das Wasser wieder zu steigen und half so das schwimmende Land wieder flott zu machen. Diesmal half auch Kahlmann mit. Man schnitt die Insel in mehrere Stücke und brachte sie so glücklich wieder an Ort und Stelle. Um ein abermaliges Fortschwimmen zu verhindern, schlug man starke Pfähle in den Boden und band das Land mit starken Tauern daran fest.

Aber das Gelingen dieses Wertes hatte noch eine andere glückliche Folge: Als nämlich die Arbeit vollbracht war, reichte Arp Segelens seinem Nachbar Kahlmann die Hand und sagte: „Nachbar! Dies Stück Land hätte zu dem alten noch einen neuen

Zantapfel fügen können, wenn der liebe Gott nicht ein Einsehen mit uns schwachen Menschentindern gehabt und das Wasser wieder geschickt hätte. Darum laß uns an dieser Stelle Freundschaft schließen und den alten Haß und Streit vergessen. Hier ist meine Hand. Schlag ein und laß uns wieder Freunde sein!“

Kahlmann zögerte. Der alte Groll schien sich noch einmal aufzubäumen. Dann aber schlug er mit schnellem Entschluß in die dargebotene Rechte und sagte kurz und bestimmt: „Es soll alles vergessen sein, Nachbar!“

Dann zog Segelens den sich noch leise sträubenden Dietrich Kahlmann in sein Haus, und die übrigen Nachbarn folgten.

Gegen Weihnachten hatte die Freundschaft zwischen dem Kahlmanns und dem Segelenshofe bereits solche Fortschritte gemacht, daß man zum Feste die Verlobung der beiden Kinder beschloß.

Und die gütige Mutter Natur, die sich schon einmal den Liebenden so wohlgenigt erwiesen, hatte ein Einsehen und baute ihnen eine schöne, feste Bräule aus spiegelglattem Eise, da der Verhehr zu Wasser doch mit Schwierigkeiten verknüpft war.

Die edle Lüge.

Von Guy de Léranmond.

„Mein Herr“, sagte der Mann in Arbeiterkleidung, indem er seine Mütze verlegte in der Hand drehte, „so liegt die Sache — meine Tochter ist krank, sehr krank. Der Arzt war soeben bei ihr und meinte, sie sei unrettbar verloren, ihre Stunden seien gezählt. Unser einziges Kind — es ist hart! ... Wie haben wir uns um sie gesorgt, die Mutter und ich! ... Wir haben sie einen guten Versuch erlernen lassen. Sie ist geschickt und hat Geschmack. Sie verdient ihren Unterhalt als Modistin — so hoffen wir, uns eines Tages zur Ruhe setzen zu können. Doch die Tuberkulose — sie treibt keinen Scherz.“

Und der Arbeiter wischte eine Träne fort, die über das durchsichtige Gesicht rollte, während der Student seine Geldbörse zog. Doch der andere, dies bemerkend, wehrte ab.

„Deshalb bin ich nicht hergekommen. Gott sei Dank, wir brauchen nichts. Doch hören Sie: Seitdem sie krank darnieder liegt, spricht meine Tochter nur von Ihnen. In ihren Liebesphantasien heißt Ihr Name jeden Augenblick wieder. Sie merkt begreifen, daß ich zuerst nicht wußte, was sie damit sagen wollte. Doch der Portier gab mir einen Fingerzeig — und da suchte ich Sie auf.“

„Aber — wo wollen Sie hinaus, lieber Freund?“ rief der junge Mann, „was soll das bedeuten?“

„Ich bitte Sie, werden Sie nicht aufgebracht“, murmelte der andere verwirrt. „Ich will dem Zweck meines Herzens näher kommen: meine Tochter spricht von nichts anderem, als von Ihrer Person — es muß doch da ein Grund vorliegen.“

„Sogar möglich — was aber kann ich dafür? Gewiß nehme ich teil an dem Unglück, das Sie betroffen. Doch da mein guter Wille ohnmächtig ist —“

„Mein Herr“, bat der Besucher, „hören Sie mich noch einen Augenblick. Vielleicht ist mein Kind — in Sie verliebt. Das ist doch kein Verbrechen? Sie sind schön, das blendet unsere Kinder — und jetzt im Fieber arbeitet das Gehirn — es schmeißt Ideen.“

„Wie sieht Ihre Tochter aus?“ forschte der junge Mann.

„Eine schlanke Brünette — in blauem Tauchkleid — mit einem roten Hute, den Rand auf einer Seite aufgehoben —“

Jetzt erinnerte sich der Student. Oft war er dem jungen Mädchen auf der Treppe begegnet. Sie war sehr hübsch: ein anziehendes Gesicht, das er zuweilen flüchtig beobachtet. Er erinnerte sich noch recht gut, wie sie ihn kürzlich im Vorbeigehen verflohen ansah, als hätte sie das Bedürfnis, mit ihm zu sprechen — ohne jedoch in ihrer Schüchternheit zu wagen, ihn anzureden. Sie liebte ihn also heimlich. Von ihr waren die kleinen Weichheitsstrahlen, die er regelmäßig an seine Tür geklopft vorfindet und die so oft seine Neugier erregten. Und dabei bildete er sich ein, sie kämen von seiner blonden Nachbarin, während sie in Wirklichkeit das Sinnbild ihrer bescheidenen Liebe waren, die er nicht einmal geahnt ...

Diese stumme Verehrung rührte ihn.

„Ich würde mich freuen, lieber Freund, wenn ich etwas für Sie tun könnte — aber was?“ — ich wüßte nicht —“

Da raffte der Alte seinen ganzen Mut zusammen und bat: „Kommen Sie mit mir — sie stirbt ja bald — es wird ihr eine große Freude sein, Sie zu sehen.“

„Gut, ich komme mit.“

Die Wohnung des Arbeiters im sechsten Stockwerk war von großer Einfachheit, aber sauber gehalten: ein heller Strahl der Morgensonne fiel durch das mit Blumen besetzte Fenster, durchflutete das Zimmer mit heiterem Glanze und vergoldete mit seinem Schein den ärmlichen Raum.

Als sie das Zimmer des Mädchens betreten, lag sie in friedlichem Schlummer. Das abgekehrte und weiße Antlitz glich einem unbelebten Marmorbild.

Der Student ließ sich neben dem Bett nieder, um zu warten, bis sie erwachte. Bald jedoch quälte sie ein heftiger Anfall ihres trockenen Hustens. Sie schlug die Augen auf und erkannte ihn — ein leichtes Rot stieg in ihre bleichen Wangen.

„Sie —“ flüsterte sie, „Sie hier! — Warum nur sind Sie hergekommen?“

Sie waren allein; die Alten hatten sich unbemerkt zurückgezogen; er beugte sich zu ihr nieder und antwortete leise: „Weil ich dich liebe —“

Die zarten Hände der Kranken bestanden vor Freude, und den blutleeren Lippen entschlüpfte die Worte: „Wenn du wüßtest, Liebster — wenn du wüßtest —“

Sie fand keinen Ausdruck mehr, um ihm die geheimen Gedanken ihres Herzens zuzuflüstern, keine Worte, um ihre ganze Liebe und Glückseligkeit auszudrücken.

Und sie schweig und sah ihn an mit einem Blicke, der ihr unaussprechliches Glück verkündete.

Plötzlich aber lehrten ihre Gedanken zu der rauhen Wirklichkeit zurück. „Wie — wie kommt es nur, daß Sie hier sind?“ fragte sie ängstlich.

„Ich habe bei deinem Vater um deine Hand angehalten. Sobald du wieder gesund bist, machen wir Hochzeit.“

Ein seltsamer Schimmer der Hoffnung ließ ihre Augen aufleuchten und verklärte ihr Antlitz mit überirdischer Freude: „O, das wird nicht lange mehr dauern — ich fühle mich schon viel, viel besser. Wann aber gibt du mir den Verlobungsring?“

Ohne Zögern streifte er einen schmalen Ring von seinem kleinen Finger und reichte ihn ihr: „Hiermit schenke ich ihn dir.“

Ihre Glückseligkeit war so groß, daß sie nicht im entferntesten an die vielen Unmöglichkeiten dieser Stunde dachte. Schon oft hatte sie im Traum den Geliebten ersehnt, der sie als seine Braut heimzuführen sollte, daß seine Ankunft ihr nur zu natürlich erschien.

Und ohne Nachdenken überließ sie sich dem Zauber der geheimnisvollen Wünsche ihres reinen Herzens.

In der folgenden Nacht entschlief sie, die Hand des Verlobten in der ihrigen haltend, mit den zärtlichen Worten: „Wie gut du bist, Gregor — ich fühle mich so glücklich — so glücklich ...“

Und ihr Ringen mit dem Tode war leicht — ging sie doch dahin in der edlen Lüge, mit der ein mitleidiges Herz ihre letzten Augenblicke verflüchtete.

„Mein Herr“, sagte da der Alte, „wir danken Ihnen für Ihre schöne Tat. Doch bevor Sie fortgehen, möchte ich Ihnen den Ring zurückgeben, den Sie meiner Tochter schenkten.“

Doch der junge Mann wandte sich ab, um eine heimliche Träne zu verbergen, die sein Auge feuchtete, und antwortete bewegt: „Lassen Sie ihn bei mir!“

— Drohung. Panofselheld: „Du, Amalie, wenn Du mir heute wieder den Haus Schlüssel nicht mitgibst, dann — dann ...“

Sie (unheimlich): „Na, dann?“

Er (eingeschüchtert): „Dann werde ich halt leben, daß ich recht früh heimkomme!“

— Rache. Der Simmetshofer hat in der Lotterie das große Los gewonnen und hält nun in seiner Freude die ganze Gemeinde im Wirtshause gefreit. In der darauffolgenden Rauferei bekommt nun auch der Befreier seinen Teil ab, das scheint ihm doch zuviel. Als er sich endlich erheben kann, schreit er drohend: „Dösel! sag i Ent, Leut! meiner Lebtig mach i toan Haupttreffer mehr!“